

1 Einleitung

Gendern ist, sehr allgemein gesprochen, ein sprachliches Verfahren, um Gleichberechtigung, d.h. die gleiche und faire Behandlung von Frauen und Männern im Sprachgebrauch, zu erreichen. Gendern bedeutet somit die Anwendung geschlechtergerechter Sprache. (Diewald/Steinhauer 2019: 7; vgl. auch Diewald/Steinhauer 2022: 10; 15f.)

Seit Jahrzehnten gibt es im deutschsprachigen Raum kaum eine Debatte, die so emotional geführt wird wie die Diskussion ums *Gendern*. Das Thema einer *geschlechtergerechte(re)n Sprache*¹ (vgl. dazu Kapitel 2.3) wird nicht mehr nur in (queer-)feministischen (vgl. Kapitel 5.1) Gemeinschaften oder im akademischen Umfeld diskutiert, sondern hat mittlerweile eine breite Mehrheit der Bevölkerung erreicht (vgl. z.B. Schneider 2022: 233). Zahlreiche Artikel, Radio- und Videobeiträge werden täglich darüber veröffentlicht und Sprachwissenschaftler*innen, Politiker*innen und Laienlinguist*innen argumentieren leidenschaftlich dafür oder dagegen. Die Linguistinnen Helga Kotthoff und Damaris Nübling haben dazu festgestellt:

Bis heute ist die Disziplin der feministischen Linguistik bzw. Genderlinguistik ein umstrittenes und ideologisch umkämpftes Feld mit zahlreichen, sehr unterschiedlichen feministischen und antifeministischen Strömungen. Gravierende Wissensdefizite und ins Kraut schießende Vermutungen, persönliche Meinungen und vehement artikulierte Überzeugungen meist ohne linguistische Fundierung sind die Folge, unter Beteiligung von Fachleuten und Laien. Insbesondere der öffentliche Diskurs ist durch eine robuste Ignoranz gegenüber der Linguistik geprägt, er verzichtet auf die linguistische Forschung. (Kotthoff/Nübling 2018: 18)

1 Die Verwendung der Klammer mit »(re)« in »geschlechtergerechte(re) Sprache« weist darauf hin, dass die Umsetzung einer vollkommen geschlechtergerechten Sprache unter den aktuellen Umständen vermutlich noch nicht möglich ist. Die Schreibung mit Klammer dient dazu, die Idee der schrittweisen Veränderung in Richtung einer gerechteren Sprache zu betonen. Diese Art der Schreibung zeigt an, dass, obwohl die deutsche Sprache möglicherweise noch nicht vollständig geschlechtergerecht ist, Schritte in diese Richtung unternommen werden.

Der Sprachwissenschaftler Winfried Thielmann hat es treffend formuliert: »Eine Sprache zu sprechen und zugleich etwas über sie zu wissen sind zwei verschiedene Dinge« (Thielmann 2021: 1). Obwohl die Diskussionen oft hitzig geführt werden, ist es jedoch unbestritten, dass alle Beteiligten den Gedanken der Gleichstellung und Gleichberechtigung aller Menschen befürworten. Es wird dementsprechend nicht wirklich debattiert, ob Repräsentation in der Sprache gut oder schlecht ist, sondern *wie* und *für wen* sie umgesetzt werden soll (vgl. z.B. Schneider 2022: 235). Der Diskurs hat sich dabei scheinbar verschoben: »Wo gestern noch ausschliesslich für die Benennung von Frauen in der Sprache gekämpft wurde, wird heute häufig versucht, alle nichtrepräsentierten geschlechtlichen Identitäten sichtbar zu machen [...]« (Antifaschistischer Frauenblock Leipzig 2018: 203; vgl. auch Motschenbacher 2012; Löhr 2022: 349; Schneider 2022: 235; Völkening 2022: 22f.; allgemeiner auch Cordes 2010).

Unter diesem Gesichtspunkt können *alle* Menschen in drei Gruppen zusammengefasst werden: Frauen, Männer und (trans) non-binäre Menschen (vgl. dazu Kapitel 2.2), die sich nur teilweise oder gar nicht in den beiden erstgenannten Kategorien wiederfinden und für welche es in der deutschen Sprache noch einige Benennungslücken gibt. In der Schweiz existieren derzeit keine offiziellen Zahlen zur Anzahl non-binärer Menschen. Gemäss einem Bericht der Nationalen Ethikkommission im Bereich der Humanmedizin NEK mit dem Titel *Die amtliche Registrierung des Geschlechts – Ethische Erwägungen zum Umgang mit dem Geschlechtseintrag im Personenstandsregister* (2020) sind es jedoch zwischen 103'000 und 154'000 Menschen (Nationale Ethikkommission NEK 2020: 9), was etwa 1.54 % bis 2.30 % der Gesamtbevölkerung entspricht. Auch die Hochschulen in der Schweiz sind deshalb von der Thematik der Non-Binarität betroffen – so hat eine Hochschule wie die Universität Zürich mit etwa 153 bis 228 non-binären Mitarbeitenden und 433 bis 647 Studierenden zu rechnen (vgl. Universität Zürich UZH 2021: 1).

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie Institutionen sprachpolitisch mit der Situation umgehen sollten. Sprache ist relevant, weil sie so alltäglich und allgegenwärtig ist (vgl. Young 2020: 43). Historisch wurde sie sehr lange von einer *cis* (vgl. Kapitel 2.2), binär denkenden Mehrheit aufgebaut und gepflegt und ist somit ein Artefakt dafür, wie sehr die binären Geschlechter in der Gesellschaft als Ganzes tief verankert sind (vgl. Young 2020: 44). In der deutschen Sprache gibt es Bezeichnungslücken, die dazu führen, dass nicht-binäre Menschen ausgeschlossen werden. Oft wird die Grammatik als Vorwand benutzt, um die Verwendung von Pronomen, Personenbezeichnungen, alternativen Schreibweisen oder Neografien, mit welchen non-binäre Menschen ihre Existenz sichtbar machen, als ungrammatisch und deshalb als illegitim zu deklarieren. Der binäre Sprachgebrauch stellt eines der grössten Hindernisse für die soziale und rechtliche Akzeptanz sowie die (wahrgenommene) Legitimität von non-binären Menschen dar. Obwohl Sprache Geschlechternormen feststellt, kann sie auch dazu beitragen, sie zu brechen, indem neue sprachliche Strategien entwickelt werden.

1.1 Forschungsinteresse und Fragestellungen

Schweizer Hochschulen wie Universitäten, Fachhochschulen und Pädagogische Hochschulen, die als staatliche und somit öffentliche Institutionen mit kantonaler Träger-

schaft den Gesetzen zu Gleichstellung und Antidiskriminierung von Bund und Kanton unterliegen, ergo einen Gleichstellungsauftrag zu erfüllen haben, nutzen zunehmend Sprachleitfäden mit Empfehlungen für einen *geschlechtergerechte(re)n* Sprachgebrauch als Gleichstellungsinstrument. Sie müssen sich deshalb mit den Diskussionen rund um das Thema *Gendern* befassen. Ein geschlechtergerechter(er) Sprachgebrauch und der metakommunikative Umgang stellen »aus linguistischer Perspektive derzeit einen idealen Untersuchungsgegenstand dar, um unterschiedlich wirksame, gleichzeitig wandelbare und damit prekäre Verbindlichkeiten zu beschreiben und ihr Entstehen zu erklären« (Schneider 2022: 233) – sie eignen sich also als Untersuchungsgegenstand der Diskursanalyse (vgl. dazu Kapitel 12.2 und 12.3).

Daraus ergeben sich u.a. folgende Fragestellungen: Welche Akteur*innen sind an der Gestaltung dieser Leitfäden beteiligt? Wer spricht in diesen Dokumenten? Welche Vorstellungen von Geschlecht werden in diesen Dokumenten vertreten und verfestigt? Welchen Platz nehmen non-binäre Menschen in diesen Dokumenten ein bzw. werden Strategien zur Inklusion non-binärer Menschen vorgestellt? Wie wird über trans Menschen und Non-Binarität gesprochen? Welche Ein- bzw. Ausschlüsse werden je nach Empfehlung erzeugt (vgl. z.B. Hellinger 2011: 565)? Zusammengefasst: Steht in den Leitfäden auch, was sie versprechen und zu was sie verpflichtet sind, oder werden Formen von *Genderismus* (vgl. Kapitel 8.5) (re)produziert? Trotz wachsender Beliebtheit von Forschung über Sprache und Geschlecht sind *heteronormativitäts- und cisnormativitätskritische* Ansätze insbesondere im deutschsprachigen Raum noch stark unterrepräsentiert. Menschen, die sich ausserhalb der Kategorien *Mann* und *Frau* bewegen, sind in der Forschung – nicht nur in der Linguistik – kaum vertreten. Die vorliegende Dissertation leistet deshalb einen Beitrag zur Etablierung der sogenannten *Queeren Linguistik* und macht damit einhergehend non-binäre Lebensrealitäten in der Forschung sichtbar. Implizit oder explizit positionieren sich Sprechende und Schreibende politisch, je nachdem, wie sie mit dem Thema *Non-Binarität* und *Gendern* umgehen (vgl. Hornscheidt 2021; Schneider 2022: 233).

Daran stören sich allerdings einzelne Linguist*innen wie Helga Kotthoff. Sie unterscheidet zwischen »berechtigtem Anliegen und bedenklicher Symbolpolitik« (Kotthoff 2022): »Verschiedene Aussagen« von Unterstützer*innen und Betreiber*innen des Genders solten nach Kotthoff bezeugen, »dass es ihnen mehr um eine allgemein-progressiv Haltungsanzeige geht als um eine Sichtbarmachung von Frauen und anderen nicht-männlichen Personen« (Kotthoff 2022: 13). Sie ist des Weiteren überzeugt: »Die Progressivitätsanzeige der Sternchen-, Unterstrich- und Doppelpunkt-Nutzung beansprucht zusätzlich moralische Überlegenheit« (Kotthoff 2022: 13, vgl. dazu auch Rödder/Rödder 2022: 7), was nicht einem »gelassenen Umgang« mit Gendern entspreche (vgl. dazu auch Rödder/Rödder 2022: 7). Damit wird eine Setzung vorgenommen, die Kotthoff (wie auch Rödder und Rödder) ihrerseits den Befürworter*innen des Genders vorwirft (vgl. Kotthoff 2022). Beim Thema (Ent-)Gendern geht es jedoch um sehr viel mehr als um sprachliche Veränderungen: Es geht darum, ein Bewusstsein für die Machtstrukturen zu schaffen, die in der Gesellschaft existieren und non-binären Menschen die Existenz erschweren. Cis Personen haben aus einer machtkritischen Perspektive in der Regel das Privileg, sich innerhalb des binären Geschlechtersystems zu bewegen, wie auch von der Gesellschaft akzeptiert zu werden. Daher ist es umso wichtiger, dass sie sich ihrer privilegier-

ten Position bewusst sind und diese nicht als selbstverständlich betrachten. Wenn cis Personen beim Thema (Ent-)Gendern fordern, »entspannt« damit umzugehen, ignorieren sie die Bedürfnisse und Erfahrungen von trans und non-binären Personen, die oft aufgrund des binären Geschlechtersystems diskriminiert werden. Das Ignorieren der Bedürfnisse anderer kann zu einer Fortsetzung der Diskriminierung und einer Vertiefung der Machtstrukturen führen, die nicht nur ungleiche Chancen und Ungerechtigkeit in der Gesellschaft schaffen, sondern auch negative Auswirkungen auf das Wohlbefinden der Betroffenen haben können.

Stellen Kotthoff und Nübling eine »robuste Ignoranz gegenüber der Linguistik« (Kotthoff/Nübling 2018: 18) im öffentlichen Diskurs fest, so ist ebenso eine breite Unwissenheit (und dies auch innerhalb der Linguistik) Trans-Themen und Anliegen betreffend beobachtbar. An der zu Beginn der Einleitung eingeführten Definition von *Gendern* zeigt sich exemplarisch, dass eine »nahezu ungebrochene Ignoranz der deutschsprachigen Linguistik gegenüber Klassikern poststrukturalistischer Theorie« (Hornscheidt 2002: 6, vgl. dazu auch Hark 2010: 112) fortzubestehen scheint, die Lann Hornscheidt bereits vor zwanzig Jahren feststellte und welche die Berücksichtigung der Forderungen non-binärer Menschen nach sprachlicher Sichtbarkeit erschwert – gerade auch deshalb, weil sich Entscheidungsträger*innen bei der Entwicklung von Sprachleitfäden (insbesondere an den Hochschulen) durchaus auch auf akademische Beiträge stützen. Und diese erwecken den Anschein, dass weiterhin vorwiegend *Männer* und *Frauen* gleichwertig und symmetrisch in der Sprache präsent gemacht werden sollen und nicht *alle* Geschlechter. Eine Tatsache, die auch Ronja Löhr (2022) feststellt: »Obwohl die Diskussion um gendergerechte Sprache bereits seit Jahrzehnten geführt wird, ist noch nicht abschließend geklärt, [...] ob ein inklusiver Sprachgebrauch im Sinne einer Berücksichtigung von Frauen und Männern zu verstehen ist oder eine angemessene Repräsentation vielfältiger Geschlechter erforderlich« (Löhr 2022: 349). Selbst in neuesten wissenschaftlichen Publikationen wie *Genus – Sexus – Gender* (2022) von Gabriele Diewald und Damaris Nübling werden bspw. im Einleitungstext non-binäre Menschen zwar als »bestimmte gesellschaftliche Gruppen« (Diewald/Nübling 2022) erwähnt, aber es werden weiterhin nur die binären Geschlechter einbezogen, z.B. durch die Verwendung von Paarformen, was einer Form von Marginalisierung und *Othering* gleichkommt. Auch ist weiter von einem »natürlichen« Geschlecht (Sexus) die Rede: »Das natürliche Geschlecht existiert prototypischerweise in der binären Unterscheidung zwischen männlich und weiblich. Dass darüber hinaus verschiedene andere Ausprägungen existieren, ist bekannt« (Diewald/Nübling 2022: 4). Diese anderen »Ausprägungen« werden nicht explizit genannt und demzufolge unsichtbar gemacht bzw. werden die binären Geschlechter *Männer/männlich* und *Frauen/weiblich* als Prototypen und als Norm stilisiert, was nur schon aufgrund aktueller naturwissenschaftlicher Erkenntnisse nicht mehr haltbar ist. Wenn es ein »natürliches« Geschlecht gibt, das an bestimmten körperlichen Merkmalen festgemacht wird, ist die Vorstellung naheliegend, dass es folglich auch ein »unnatürliches« (= soziales?) Geschlecht gibt. Hier wird ignoriert, dass die Art, wie über Körper gedacht wird, einem von binären Vorstellungen geprägten medizinischen Diskurs unterliegt (vgl. z.B. Butler 1991, 1993, 2009) und dass körperliche Merkmale (Gene, Hormone, Genitalien, Gehirnfunktionen etc.) ein viel komplexeres Phänomen darstellen (vgl. z.B. exemplarisch Klattig 2006; Joel et al. 2015; Voß 2010, 2018, 2022). Auch heisst es weiter bei

der Beschreibung des Komplexes rund um *Sprache und Geschlecht* bzw. *gendergerechte(re) Sprache*:

Debattiert wird die Rolle der Sprache bei der Repräsentation und Veränderung von Wirklichkeit und die damit verbundene Frage, ob der sprachlich explizite Einbezug von Frauen (z.B. Kolleginnen und Kollegen) Auswirkungen auf die Wahrnehmung der damit assoziierten Personen hat. Obwohl von der Linguistik empirisch längst bestätigt, dringt das Wissen nicht in die Öffentlichkeit. (Diewald/Nübling 2022: 3)

Vielleicht liegt das Problem jedoch nicht darin, dass Wissen nicht in die Öffentlichkeit gelangt, sondern dass Wissenschaftler*innen selbst dazu beitragen, durch die Reproduktion von Genderismen (vgl. Kapitel 8.5) einen gesellschaftlichen Wandel zu verhindern. Kritisch ist, wie sich in obigem Abschnitt erneut zeigt, dass es vorwiegend um den expliziten Einbezug von Frauen in der Sprache geht und nicht um eine vielfältige Repräsentation verschiedener Geschlechtsidentitäten². Völkening bringt eine Definition von Gendern, die darüber hinausgeht:

Und doch ist unsere Sprache, wenn wir nicht gendern, meistens ›Männern‹ und ›Frauen‹ vorbehalten [...] [Wir sind] beim Sprechen und Schreiben in einer binären Genderlogik gefangen – nicht immer zwar, aber fast immer [...] Gendern soll diese Binarität aufbrechen und die Sprache für ein Spektrum an Genderidentitäten öffnen. Es soll neue, nicht-binäre Bauteile ins Sprachsystem einbauen. Das ist jedenfalls das Ziel, das Sprachkritiker*innen der dritten feministischen Welle postulieren. (Völkening 2022: 17ff.)

Eine weitere wichtige Problematik innerhalb der deutschen Linguistik sprechen Diewald und Nübling (2022) in ihrer Einleitung ein paar Zeilen später an:

Diese und weitere damit verbundene Fragen betreffen Kernthemen der Sprachwissenschaft, deren Positionen und Erkenntnisse allerdings bislang nur sehr zögerlich und selektiv Eingang in die öffentliche Debatte gefunden haben. Auch innerhalb der Linguistik, insbesondere der germanistischen Linguistik, war der Schwerpunkt »Sprache und Geschlecht« bislang, trotz vielfältiger Forschungen und einer langjährigen Tradition, ein Bereich, der kaum wahrgenommen bzw. sogar bewusst ignoriert wurde

2 Eine mögliche Definition von Geschlechtsidentität/geschlechtlicher Identität – hier nach den Yogyakarta-Prinzipien (Prinzipien zur Anwendung der Menschenrechte in Bezug auf die sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität) – lautet: »Unter ›geschlechtlicher Identität‹ versteht man das tief empfundene innere und persönliche Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Geschlecht, das mit dem Geschlecht, das der betroffene Mensch bei seiner Geburt hatte, übereinstimmt oder nicht übereinstimmt; dies schliesst die Wahrnehmung des eigenen Körpers (darunter auch die freiwillige Veränderung des äusseren körperlichen Erscheinungsbildes oder der Funktionen des Körpers durch medizinische, chirurgische oder andere Eingriffe) sowie andere Ausdrucksformen des Geschlechts, z.B. durch Kleidung, Sprache und Verhaltensweisen, ein.« (Hirschfeld-Eddy-Stiftung 2008: 11) Und: »Geschlechtsidentität ist [...] kein wissenschaftlich eindeutig definierbarer Terminus, sondern geprägt durch historische, juristische, soziale, ethische und auch ethnologische Perspektiven und Entwicklungen« (Lesben Leben Familie – LesLeFam 2022: 27).

– möglicherweise wegen des Sprengstoffs, den er in der Öffentlichkeit immer noch darstellt. (Diewald/Nübling 2022: 3)

Es wird festgestellt, dass nicht nur ein Schwerpunkt *Sprache und Geschlecht* in der germanistischen Linguistik bislang kaum wahrgenommen oder sogar bewusst ignoriert wurde, sondern dass innerhalb dessen Fragestellungen, die non-binäre Menschen betreffen, so gut wie gar nicht behandelt und erste wissenschaftliche Studien zu Non-Binarität und Sprache erst seit kurzem durchgeführt werden (z.B. Löhr 2022).

Warum ist dies der Fall, obwohl die Geschlechtsidentität non-binärer Menschen in deutschsprachigen Ländern wie Österreich (zumindest, wenn sie auch intergeschlechtlich sind) oder Deutschland mittlerweile sogar staatlich anerkannt ist (vgl. Kapitel 6)? Obwohl Leitfäden mit Empfehlungen für einen geschlechtersensibleren Sprachgebrauch immer zahlreicher werden (vgl. z.B. die Sammlung in Elmiger 2021) und ein Wille zur Inklusion offenkundig da ist? Diewald und Nübling erklären das Phänomen der spärlichen Wahrnehmung des Forschungsbereichs mit der Brisanz des Themas in der Öffentlichkeit. An dieser Stelle setzt die vorliegende Arbeit an und wagt die Auseinandersetzung trotz »Sprengstoff« (vgl. Diewald/Nübling 2022: 3). Die Arbeit beschäftigt sich näher mit der (Un-)Sichtbarmachung non-binärer Menschen in der deutschen Sprache (und somit innerhalb der germanistischen Sprachwissenschaft).

Grundsätzlich lassen sich in der Debatte um Sprache und Geschlecht zwei dominierende, aber nicht gleich starke Positionen mit konkurrierenden Strategien für eine geschlechtergerechte(re) Sprache feststellen, die in dieser Arbeit näher beschrieben werden. Um diese bzw. auch deren Dialektik zu erfassen, ist ein Rückblick auf die Geschichtte bzw. Erforschung von *Sprache und Geschlecht* notwendig: Es wird der Ursprung feministischer Sprachkritik beleuchtet, deren Forderungen sich auf die Sichtbarmachung von Frauen konzentrier(t)en (vgl. z.B. Pusch 1984; Trömel-Plötz 2010), und aufgezeigt, wie und warum sich seit den 1990er Jahren eine Kritik an den traditionellen, rein binären Vorstellungen von Geschlecht entwickelte (vgl. Motschenbacher 2012) – eine Kritik, die mensch heute als queer-feministische Ansätze bezeichnet. Des Weiteren wird aufgezeigt, wie sich wissenschaftliche Interessen bzw. Forschungsschwerpunkte analog dazu entwickelten; wie es von ersten Studien zu *Sprache und Geschlecht* zu der heutigen Queeren Linguistik kam und warum diese linguistischen Fragen rund um das Thema sich nicht unabhängig von sprachpolitischen und ethischen Fragen behandeln lassen.

Es reicht also nicht aus, sich in den Diskussionen innerhalb der deutschen Sprachwissenschaft auf das Sprachsystem und auf einen Sprachgebrauch zu fokussieren, der die Gleichbehandlung von nur zwei Geschlechtern zum Ausdruck bringt, sondern es muss mit dem Thema Non-Binarität aufgrund seiner sprachpolitischen und ethischen Bedeutung eine breite Auseinandersetzung stattfinden, die zur Sensibilisierung und Aufklärung beiträgt.

Eine weitere Fragestellung, die sich aus den bisherigen Ausführungen ableitet, ist die Frage nach den verschiedenen Schreibweisen. Ziel des Genderns ist es, »Unser Denken zu beeinflussen – unter der Annahme, dass Sprache unser Denken beeinflusst« (Völkening 2022: 19, Hervorhebung im Original; vgl. dazu auch Samel 2000: 83ff.). Sprachliche Mittel wie Gendergap (z.B. *Professor_innen*, *Student_innen*), Genderstern (z.B. *Philosoph*innen*, *Wissenschaftler*innen*, *Denk*erinnen*), Genderdoppelpunkt (*Dozent:innen*) oder Schreibungen

mit Mediopunkt (z.B. *Leser-innen*) sollten ursprünglich darauf hinweisen, dass es mehr als nur zwei Geschlechter gibt (vgl. z.B. Hornscheidt 2012; AG Feministisch Sprachhandeln 2014/2015; Löhr 2022). Welche davon sind in den Sprachleitfäden der Hochschulen vorzufinden? Werden sie mit dem Ziel eingesetzt, auch non-binäre Menschen zu inkludieren? Oder werden sie als Schreibweisen (miss)verstanden, die zum Ziel haben – ähnlich wie beim Binnen-I –, lediglich Frauen und Männer in der Sprache zu repräsentieren? Um herauszufinden, welche Strategien non-binäre Menschen selbst bevorzugen und z.B. von Einrichtungen empfohlen werden, die sich für die Anliegen non-binärer Menschen einsetzen, wurden ergänzend Sprachleitfäden in die Analysen einbezogen, die von entsprechenden Vereinen/Organisationen herausgegeben wurden, sowie die Ergebnisse einer Online-Umfrage von Löhr (2022) berücksichtigt, welche die Perspektive non-binärer Menschen erforscht und deren Präferenzen in Bezug auf inklusive Schreibweisen.

Nach Sprachwissenschaftlerin Lena Völkening kann die Linguistik die Frage, *ob* und *wie* gegendert werden soll, nicht abschliessend beantworten (Völkening 2022: 9). Dies sei auch nicht ihre Aufgabe, da die Linguistik eine Wissenschaft sei, »die beobachtet, beschreibt und analysiert, aber nicht *vorschreibt*, was zu tun ist. Sie bewertet auch nicht« (Völkening 2022: 9, Hervorhebung im Original)³. Auch Kotthoff und Nübling plädieren für die Vermittlung von reinem Faktenwissen ohne politische Positionierung:

Was für das Deutsche fehlt, ist eine möglichst wertungsfreie Genderlinguistik, die den Einfluss der sozialen Variablen Geschlecht auf ›die Sprache‹ (das System) und ›das Sprechen‹ (Sprachverwendung, Gespräche) untersucht, und, wenn ein solcher Einfluss gegeben ist, diesen (möglichst) bemisst. Dass es dabei zur Feststellung von Asymmetrien kommt und zur Bestätigung von vielem, was die feministische Linguistik bereits erforscht und beschrieben hat, bedeutet nicht, auf sprachpolitische Maßnahmen abzuzielen, so sinnvoll und berechtigt sie sein mögen [...]. (Kotthoff/Nübling 2018: 13)

Was aber, wenn wissenschaftliche Fakten in der öffentlichen Debatte und bei relevanten politischen Entscheidungen gar nicht zur Kenntnis genommen oder gesellschaftsrelevante Themen (z.B. das Gendern) von Politiker*innen instrumentalisiert werden?

Die oben zitierte Haltung ist aus mehreren Gründen problematisch: Das Bewerten wissenschaftlicher Fakten den Medien und der Politik zu überlassen, bedeutet, die eigenen fachlichen Kompetenzen auf nur einen bestimmten Aspekt der Wissenschaft (skomunikation) zu beschränken und die Relevanz von Öffentlichkeitsarbeit für Forschungseinrichtungen zu unterschätzen. Aus dem Wissenschaftsjournalismus bekannte Probleme wie der *False-Balance-Effekt* (dt. *falsche Ausgewogenheit*, vgl. dazu Kapitel 10.3) werden ignoriert und es wird in Kauf genommen, dass z.B. wissenschaftliche Expertise in klassischen »Pro/Contra«-Szenarien gleich gewertet wird wie pseudowissenschaftliche Haltungen. Des Weiteren impliziert eine solche Position, wie sie von Völkening, Kotthoff und Nübling vertreten wird, dass so etwas wie eine objektive, neutrale, wertungsfreie

3 Die Frage nach der Objektivität von Wissenschaft und ob sie mit politischem Aktivismus kompatibel ist, wird aktuell rege in der Öffentlichkeit diskutiert – nicht zuletzt auch aufgrund der COVID-19-Pandemie und Aktionen von Klima-Aktivist*innen (vgl. z.B. Schrum/von Aster 2021; Grüninger 2022; Karlberg 2023; Wieselberg 2023; Lentz 2023).

und unpolitische Wissenschaft möglich sei bzw. dass es solche Wissenschaftler*innen gebe. »Doch kein Mensch kann so sein«, widerspricht Wissenschaftstheoretikerin Friederike Otto (2022):

[...] und auch Wissenschaft ist noch nie unpolitisch gewesen, denn sie ist an ihre Zeit und jeweiligen dominanten Vorstellungen und Normen gebunden. Die Idee, *Science* sei neutral und objektiv, schließt all jene vom Wissenschaftsprozess aus, die andere Herangehensweisen an wissenschaftliche Fragen haben, also zum Beispiel von anderen als den klassisch westlichen Werten und Überzeugungen beeinflusste Formen. Diese Vorstellung von Wissenschaft als »neutral« ist nicht nur falsch, sondern auch ausgrenzend und verfestigt die patriarchalen Strukturen weiter. *Unlearn Patriarchy* in der Wissenschaft ist daher nicht zu trennen von *Unlearn Science*. (Otto 2022: Kapitel *Wie Wissenschaft funktioniert*, Hervorhebungen im Original)

Es existieren deshalb mittlerweile auch Ansätze mit hybridem Charakter, die Akademie und Aktivismus bewusst zusammenbringen und deshalb »manche Dinge in neuer Schärfe« (Hermsmeier 2023: 19) zeigen. Neue Medien wie *Hammer and Hope*, *Parapraxis* oder *Lux* experimentieren mit Publikationen zwischen Forschung und Aktivismus, d.h. konkret, dass einerseits Menschen mit unterschiedlichen Berufshintergründen gemeinsam über Themen nachdenken, andererseits einzelne Mitwirkende »mehrere Perspektiven in ihrer Person selbst vereinen« (Hermsmeier 2023: 19). Eines der Ziele dieser Ansätze ist es, an eine häufig vergessene radikal linke Geschichte anzuknüpfen und zu erinnern (vgl. Hermsmeier 2023: 19).

Forschung wird zudem mit öffentlichen Mitteln finanziert, was zur Folge hat, dass die meisten Wissenschaftsprojekte auf die Frage hin gewählt und gefördert werden, wie sie einen Beitrag zum gesellschaftlichen Wandel leisten können – sie sind somit politische Akte. Ein konkretes Beispiel für politische Involviertheit ist die sogenannte *Provenienz- und Restitutionsforschung* als Teildisziplin der Geschichte: Wissenschaftler*innen produzieren in einem ersten Schritt Daten und werten sie aus. Darauf basierend formulieren sie in einem nächsten Schritt Handlungsempfehlungen für politische Akteur*innen im Umgang mit Kunstwerken und Kulturgütern z.B. aus der Zeit des Kolonialismus oder Nationalsozialismus. Diese Arbeit verfolgt ebenfalls den Ansatz, Wissen zu produzieren mit dem Wissen, sich damit politisch zu positionieren und sich für einen gesellschaftlichen Wandel einzusetzen.⁴

Auch wenn Völkening behauptet, die Linguistik arbeite nicht daran, geeignete Lösungsvorschläge für eine gegenderte Sprache zu entwickeln, weil es nicht ihre Aufgabe und nicht ihr Ziel sei (vgl. Völkening 2022: 9f.)⁵, positionieren sich andere Linguist*innen

-
- 4 Butler schreibt zum Zusammenhang von Theorie und gesellschaftlichem Wandel allgemein: »Im Folgenden werde ich die Ansicht vertreten, dass Theorie selbst verändernd wirkt, ich stelle das deshalb schon vorab fest. Man muss aber auch wissen, dass ich nicht der Meinung bin, Theorie an sich sei schon ausreichend für eine soziale und politische Veränderung. Neben der Theorie muss noch etwas geschehen, bspw. Einmischungen auf gesellschaftlicher und politischer Ebene, zu denen Aktionen, ausdauernde Bemühungen und institutionalisierte Praxis gehören, die keineswegs dasselbe sind wie die Arbeit an der Theorie« (Butler 2009: 325).
- 5 Völkening beschreibt die Linguistik als eine Disziplin, welche den Ist-Zustand des Deutschen beschreibt sowie seine Entwicklungen, sofern diese für das Genderthema relevant sind, die jedoch

anders, angefangen bei Luise F. Pusch, Lann Hornscheidt oder auch Gabriele Diewald, die festhält:

Es ist an der Zeit, dieses Thema in der germanistischen Linguistik zu diskutieren – und zwar als Forschungsthema, das zugleich die Chance bietet, öffentlich sichtbar zu machen, dass die Sprachwissenschaft mehr zu leisten im Stande ist, als sich in präskriptiver und restaurativer Manier der Verteidigung überholter, sachlich nicht zu begründender Normen zu verschreiben und damit ihr eigenes Verständnis von Sprache als einem sich stetig wandelnden System zu konterkarieren. Die Sprachwissenschaft ist in der Lage, Sprachwandelprozesse zu erklären und zu begleiten, die Bedingungen des Zusammenspiels zwischen Sprachgebrauch und Sprachsystem offenzulegen und auf dieser Grundlage auch Empfehlungen zu geben, in welcher Weise bestimmte Absichten sprachlich am besten zum Ausdruck zu bringen sind. (Diewald 2018: 285f.)

Ein Ziel der vorliegenden Arbeit ist es demzufolge, mithilfe der neu gewonnenen Erkenntnisse konkrete Handlungsempfehlungen abzugeben, also einen Best-Practice-Leitfaden zu entwickeln, der – über eine entsprechende Website abrufbar – den Hochschulen zur freien Verfügung gestellt wird und die besonderen Bedürfnisse der Hochschulkommunikation sowie einer heterogenen Hochschulgemeinschaft berücksichtigt. Der Best-Practice-Leitfaden will mit der bisherigen Voreingenommenheit (vgl. dazu Galupo 2017) in der deutschen Sprachwissenschaft brechen und nicht Normativitäten, die (trans) non-binäre Personen ausschliessen, weiter reproduzieren, sondern die von diesen Ausschlüssen Betroffenen als Expert*innen berücksichtigen (vgl. z.B. Thym 2019). Die deutsche Sprache zu *queeren* – so der Titel der vorliegenden Arbeit – bedeutet dabei nicht, »den Sprachverwendenden androzentristische Generika zu verbieten und stattdessen pauschal geschlechtsneutrale oder genderfaire Formen vorzuschreiben« (Motschenbacher 2017: 105). Heiko Motschenbacher argumentiert, dass eine alleinige Propagierung von Sprachnormen per se problematisch sei – unabhängig davon, ob diese alternativ oder traditionell seien, da keine Sprachnorm per se als besser oder neutral gelten kann (vgl. Motschenbacher 2017: 105f.). Stattdessen plädiert er für eine Intervention auf der diskursiven Ebene des Sprachgebrauchs (und nicht des Sprachsystems). Das Ziel sei es, Sprachverwender*innen zwar Formulierungsformen bereitzustellen, nicht aber ohne gleichzeitig über deren politische Dimension aufzuklären. Gegenwärtige Sprachpolitiken müssten aufzeigen, »dass es keine monolithische Gendersprachpolitik gibt, sondern diverse genderrelevante Sprachpolitiken, die alle mit bestimmten Ideologien in Verbindung stehen« (Motschenbacher 2017: 105). Geschlechtsbezogene Sprachpolitiken zielen – so Motschenbacher – heutzutage nicht mehr nur auf die Sichtbarmachung und Gleichstellung von Frauen und die Entschärfung männlicher Dominanz (vgl. Motschenbacher 2017: 105). Stattdessen werden (und müssen) weitere geschlechtsrelevante

nicht wissenschaftlich die Frage debattiert, ob und wie gegendert werden sollte. Wenn Völkening aber in ihrem Buch *Gendern. Warum wir die Flexibilität des Sprachsystems nutzen sollten* (2022) selbst »die wichtigsten Ergebnisse und Überlegungen aus der Linguistik« (Völkening 2022: 13) zusammenträgt, »die dabei helfen, zu verstehen, wo und warum Gendern aus linguistischer Perspektive nötig sein kann und wie man es machen könnte, damit es funktioniert«, dann widerspricht sie sich selbst – weil die Ausführungen nichts anderes als Empfehlungen sind.

Diskurse kritisch analysiert werden, so bspw. in Bezug auf »Heteronormativität, Geschlechtsbinarismus und geschlechtliches Differenzdenken« (Motschenbacher 2017: 105). Die in der vorliegenden Arbeit geleistete Kontextarbeit soll demzufolge in kompakter Form in den entwickelten Best-Practice-Leitfaden einfließen, um die vorgestellten Strategien nachvollziehbar zu machen. Die vorliegende Arbeit hat dabei nicht den Anspruch, allumfassende, ultimative Lösungsvorschläge zu präsentieren, sondern insbesondere in einem akademischen Umfeld, das für die Bildung und Weiterentwicklung der Gesellschaft von entscheidender Bedeutung ist, ein Umdenken im Umgang mit den sprachlichen Bedürfnissen non-binärer Menschen anzuregen.

1.2 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Dissertation ist in fünf Hauptteile (I–V) gegliedert: in einen kontextuellen (I) und einen theoretischen Teil (II) sowie eine Darstellung des aktuellen Gender-Diskurses (III). Es folgen ein empirischer Teil (IV) und eine Beschreibung der aus der Arbeit resultierenden Outreach-Aktivität in Form eines Best-Practice-Leitfadens (V). Zu Beginn werden wissenschaftstheoretische Grundlagen dargelegt: Zuerst werden die zentralen Begriffe eingeführt: Es wird erklärt, warum in dieser Arbeit mehrheitlich von *Geschlecht* und nicht von *Gender* die Rede ist, was Non-Binarität ist und welche Dimensionen von Geschlecht unterschieden werden bzw. wie diese einzuordnen sind. Des Weiteren wird begründet, warum Sprache nicht *gerecht*, sondern höchstens *gerechter* sein kann, und erläutert, wie *Gendern* und *Entgendern* im Rahmen dieser Arbeit verstanden werden. Nach einer Erläuterung des Forschungsgegenstandes *Sprachleitfaden* und einem Überblick über den aktuellen Forschungsstand in Bezug auf Sprachleitfäden und Forschungsdesiderate wird näher auf den institutionellen, historischen und rechtlichen Kontext eingegangen, in welchen die Sprachleitfäden eingebettet sind und der einen erheblichen Einfluss auf die Entwicklung solcher Dokumente hat. Unter dem institutionellen Kontext wird u.a. dargelegt, welche Bedeutung dem Gendern an Hochschulen zukommt, welche spezifischen Herausforderungen für die Institutionen mit der Entwicklung von Sprachleitfäden einhergehen und wie die vorliegende Arbeit dazu beitragen kann, zumindest einige davon anzugehen. Um ein umfassendes Verständnis von Geschlecht, Geschlechtsidentität und geschlechtergerechte(re)r Sprache zu haben – und Feminismus als Widerstand gegen das Patriarchat schliesst schon immer auch die Sprache mit ein (vgl. Pusch/Sookee 2021: 44) –, muss zudem die historische Umgebung rekonstruiert werden, in welcher grundlegende, wiederkehrende Theorien und Begriffe entstanden sind.

An dieser Stelle werden Feminismen und Frauenbewegungen mit einem Fokus auf die Schweiz behandelt. Ein hervorzuhebendes *Sujet* ist hier der Radikalfeminismus nach heutigem Verständnis, um aktuelle transfeindliche Tendenzen bzw. damit verknüpfte Sprachpolitiken zu erfassen. Des Weiteren wird ein Einblick in die LGBT+-Bewegung in der Schweiz gegeben und die Entwicklung des Begriffs *queer* vom Schimpfwort zur Theorie näher skizziert. Es folgt im Rahmen des rechtlichen Kontexts ein Überblick über die aktuelle gesetzliche Lage für non-binäre Menschen in der Schweiz. Das ist deshalb

wichtig, weil Recht und Gesetz einen wesentlichen Einfluss auf den Sprachgebrauch und das Leben non-binärer Menschen haben.

Im anschliessenden theoretischen Teil der Arbeit werden wichtige Vorgänger*innen der *Queer Theory* – eine der zentralen Theorien, auf welche sich diese Dissertation stützt – vorgestellt, die mit ihren Ansätzen wesentlich zu ihrer Entwicklung beitrugen. Dies im Wissen, dass es sich dabei um eine Selektion handelt, die auch ganz anders aussehen könnte, und dass die rezipierten Repräsentant*innen der vorgestellten Konzepte nicht zwangsläufig die alleinigen Urheber*innen sind, sondern lediglich jene, die privilegiert genug sind bzw. waren, um wahrgenommen und gehört zu werden. Die aktuellen linguistischen Auseinandersetzungen sind nicht ohne ein Grundwissen über poststrukturalistische Theorien nachvollziehbar, weshalb auch hier ein kleiner Einblick in verschiedene Theorien – angefangen bei Jacques Derrida bis Michel Foucault und Judith Butler – vermittelt wird. Das Ziel ist dabei, für die vorliegende Dissertation relevante Aspekte hervorzuheben. Ein weiterer Aspekt ist ein punktueller Einblick in die Geschichte und die Theorien der linguistischen Geschlechterforschung. Angefangen bei ersten Untersuchungen zu Sprache und Geschlecht wird der Weg zu aktuellen queerlinguistischen Ansätzen geschlagen. An dieser Stelle werden diverse Ausprägungen des *Genderismus* vorgestellt, von welchen einige als Analysekategorien in den praktischen Teil der Arbeit einfließen. Um nachvollziehen zu können, warum verschiedene Formen des Genderns (Binnen-I, Genderstern, Gendergap etc.) teilweise sehr umstritten sind, ist eine Auseinandersetzung mit deren historischen Wurzeln relevant, weshalb auch ein kurzer Einblick in die Entwicklung des Genderns von der Sichtbarmachung von Frauen zur Berücksichtigung von Geschlechtervielfalt bzw. in Neutralisierungsstrategien gegeben wird. Es folgt schliesslich ein Überblick über aktuelle – fremde sowie eigens weiterentwickelte – Strategien für eine geschlechtergerechte(re) Sprache.

Eine Perspektive, die in den Diskussionen rund um das Gendern häufig nicht beachtet wird, ist die non-binärer Menschen. Deshalb wird u.a. auf die neuesten Forschungsergebnisse einer Studie von Ronja Löhr (2022) eingegangen, die festgehalten hat, über welche Formen sich non-binäre Menschen am ehesten berücksichtigt fühlen. Nach den zahlreichen historischen Rückblicken widmet sich die Arbeit schliesslich dem aktuellen Gender-Diskurs: Dazu gehört das Thema *Gendern und Öffentlichkeit u.a. Gendern und Politik*: Es ist mittlerweile (auch in der Schweiz) eine Instrumentalisierung von Sprache für (rechts)politische Zwecke feststellbar, die Henning Lobin – wenn auch mit Rückgriff auf starke, manchmal missglückte Kriegsmetaphern – in *Sprachkampf* (2021) nachzeichnet. Eine Thematisierung dieser Dynamiken ist wesentlich, um einzelne Anti-Argumente (die in einem nächsten Schritt diskutiert werden) in der *Gendern*-Diskussion besser einordnen zu können. Insgesamt helfen die Kontextualisierungen in den bisher genannten Bereichen, die aktuelle Sprachpolitik besser zu verstehen, die eigene Position in der »Debatte« differenzierter zu betrachten, aber auch – und das ist ein zentraler Punkt für die vorliegende Arbeit – den Kontext, in welchem Sprachleitfäden entwickelt werden, zu erfassen mit dem Ziel, in den Dokumenten Vorgefundenes oder nicht Vorgefundenes adäquat einordnen zu können.

Im darauffolgenden empirischen Teil werden die Untersuchungsmethod(ologi)en näher erläutert. Zunächst wird nach einer Selbstverortung und Reflexion der eigenen Positionierungen der Untersuchungsgegenstand theoretisch eingebettet, d.h., es

werden die angewandten Diskurstheorien vorgestellt. Die Analyse befindet sich an der Schnittstelle zwischen *Queer Theory*, *Kritischer und Positiver Diskursanalyse* (KDA/ CDA und PDA) sowie *linguistischer Diskursanalyse*. Im Anschluss erfolgt eine detaillierte Vorstellung der Methoden: Die Untersuchung stützt sich weitgehend auf das *diskurs-linguistische Mehr-Ebenen-Modell* (DIMEAN) nach Spitzmüller/Warnke (2011; vgl. auch Warnke/Spitzmüller 2008). Es folgt eine Erläuterung der verschiedenen Analyseebenen sowie der ausgewählten Analyseklassen bzw. -kategorien. Als Datengrundlage für die Analyse dient ein Korpus, das sich aus 46 Dokumenten zusammensetzt – darunter allen verfügbaren deutschsprachigen Leitfäden der Hochschulen in der Schweiz – sowie Empfehlungen aus der queeren Community und aktuell veröffentlichten Handbüchern und Ratgebern. Letztere dienen als kleines Referenz-Korpus, weil sie entweder öffentlich breit diskutiert werden oder eine neue, alternative Perspektive einbringen, da sie von Organisationen, Vereinen oder Einzelpersonen zur Verfügung gestellt werden, die sich explizit für die Rechte und Interessen von (trans) non-binären Menschen einsetzen. Zur Analyse hinzu kommen 100 Kontextfragebögen (von denen 82 vollständig ausgefüllt wurden).

Nach der Vorstellung der Daten werden die Ergebnisse aus der Korpusanalyse und dem Kontextfragebogen präsentiert, diskutiert und eingeordnet. In einem weiteren Schritt werden die Ergebnisse aus dem empirischen Teil praktisch umgesetzt. An dieser Stelle wird eine konkrete Outreach-Aktivität – die Erstellung und Veröffentlichung eines Best-Practice-Leitfadens zur freien Verfügung – vorgestellt und es werden die erhofften gesellschaftlichen Zugewinne festgehalten.

Insbesondere in Bezug auf den Gebrauch sogenannter »inklusiver« Schreibungen wie Gendergap, Genderstern etc. wird der Fokus nicht selten auf das Wohlbefinden jener gelegt, die sich ausserhalb queer(feministisch)er Kreise bewegen und die das Verwenden geschlechtergerechter Sprache oftmals als grosse Herausforderung wahrnehmen. Es wurde deshalb versucht, bei der Zusammenstellung des Korpus auch Stimmen ausserhalb der Kategorien *cis* und *akademisch* hörbar zu machen. An der einen oder anderen Stelle mag auch die zitierte Literatur verwundern. Dass die vorliegende Arbeit sich nicht auf einen bestimmten (akademisierten) Kanon bezieht, ist gewollt, denn

durch diese hierarchisierungen verschiedener sprach_handlungen werden eurozentrische, weiße und akademisierte diskurse neutralisiert und normalisiert. sie werden also als »natürlich, ursprünglich, unveränderlich, vorgängig« hergestellt und diese herstellung weder als machtvoller prozess wahrnehmbar gemacht, noch als herstellung benannt. so werden diese diskurse und ihre re_produktion der kritischen befragung entzogen, sie bleiben entnannt. marginalisierte diskurse und geschichten werden ent_ erwähnt. (Bretz/Lantzsch 2013: 11f.)⁶

6 Zur Schreibung im Werk äussern sich Bretz und Lantzsch wie folgt: »wir haben uns dazu entschieden, (fast) alles in diesem Buch kleinzuschreiben, die idee dazu übernehmen wir aus dem buch *feministische w_orte* von lann hornscheidt, [...]. kleinschreibung setzt worte in bewegung. es vereinfacht das schreiben für uns und erleichtert das lesen. grosschreiben birgt viele hürden, nicht nur für personen, deren erste sprache nicht deutsch ist. ausserdem stellt das kleinschreiben für uns die sinnhaftigkeit von substantiven infrage sowie die hierarchisierung verschiedener worte. gross schreiben wir politische selbstbezeichnungen, die aus diskriminierter perspektive empowern

Ein weiterer Ausschluss findet statt, wenn innerhalb einer Hochschule nicht auch jene zu Wort kommen, die weder einen sprachwissenschaftlichen Hintergrund haben noch (direkt) Wissenschaft betreiben, sich in der Praxis aber täglich mit Fragen zum Thema geschlechtergerechte Sprache beschäftigen müssen, so bspw. Redaktionsmitglieder, Programmierer*innen, Grafiker*innen, HR-Verantwortliche u.v.m. sowie alle jene Universitätsangehörige, deren Erstsprache nicht Deutsch ist und oder die auf Vorleseprogramme angewiesen sind. Der Umfang einer Dissertation kann unmöglich all diesen Aspekten gleichermassen gerecht werden, aber die Arbeit kann durch explizite Benennung zum Weiterdenken, -forschen und -handeln anregen.

gross geschrieben werden, bspw. Schwarz oder People_Woman of Color. kursiv schreiben wir *weiss*. die kursivschreibung soll den konstruktionscharakter verdeutlichen. *weiss* ist eine soziale position, die durch das machtverhältnis rassismus hervorgebracht wird und bildet dessen naturalisierte, entnannte und unhinterfragbare norm. *weiss* bildet zugleich die folie für rassifizierungen und rassistische sprach_handlungen. [...] weiterhin arbeiten wir mit dem dynamischen unterstrich. dieser wird nicht – wie der statische unterstrich/gender_gap – zum aufzeigen nicht-zweigeschlechtlicher oder zweigeschlechtlichkeit irritierender positionen ausschliesslich zwischen die »männliche« und die »weibliche« form gesetzt (zum beispiel adressat_innen). der dynamische unterstrich wandert durch w_orte, um die prozesshaftigkeit und uneindeutigkeit von positionen zu benennen und die vielfältigen bedeutungsebenen innerhalb einzelner w_orte und begriffe hervorzuheben und zu verdeutlichen.« (Bretz/Lantzsch 2013: 7f., Hervorhebungen im Original).

